

Ämtlicher Anzeiger der Staats-, Gerichts- und Communal-Behörden.
Zugleich Organ für die Bekanntmachungen des Kreis Ausschusses des Obertannuskreises.

Nr. 67. Bad Homburg v. d. G., Samstag, den 2. Oktober 1915

Die Verwertung von Eicheln, Bucheln, Rosskastanien, Linden-, Ahornfrüchten und getrockneten Vogelbeeren als Vieh- und Hühnerfutter sowie zur Oelbereitung.

Der Preussische Landwirtschaftsminister gibt folgendes bekannt:
 Um die Bestände an Viehfutter und Pflanzenölen zu vermehren, erscheint es geboten, die Früchte der Laubholzbäume zu sammeln, zumal die letzteren in diesem Jahre vielfach guten Fruchtansatz zeigen. Die Beteiligung der Schulkinder bei der Arbeit des Sammelns dürfte die Bestrebungen wesentlich fördern. In Betracht kommen in erster Linie die Früchte der Eiche, der Buche und der Rosskastanie, außerdem die Samen der Linde und des Ahorn.

Die Zusammenfassung der Früchte der drei erstgenannten Baumarten und die der Buchelkuchen ist folgende:

	Eiweißartige Stoffe	Fett	Stärke-mehlartige Stoffe
a) frische Früchte			
1. Eichel	2,2%	2,0%	35%
2. Buchel (geschält)	24,0%	21,0%	40%
3. Rosskastanie	5,0%	2,3%	42%
b) getrocknete Früchte und Buchelkuchen			
1. Eichel (geschält)	5,6%	4,1%	70%
2. Buchelkuchen (von geschältem Samen)	37,0%	7,5%	30%
3. Rosskastanie	7,7%	6,1%	67%

Die Verwertung der Eicheln und Bucheln als Viehfutter kann erfolgen durch den Eintrieb von Schweinen und Schafen in den masttragenden Wald oder durch verfüttern im Stall.

Bei der Stallfütterung können frische Eicheln in Gaben von 2—4 kg für den Kopf und Tag an Rindvieh (Mastvieh), von 1 kg an Schweine und von 1/2 kg an Schafe verabreicht werden. An Milchvieh und tragende Kühe werden sie jedoch besser nicht verfüttert.

Bucheln können in etwa denselben Mengen verfüttert werden und sind auch für Milchvieh verwendbar. Nur das Füttern von Bucheln und Buchelkuchen an Pferde, Esel und Maulesel hat bedenkliche Krankheitserscheinungen zur Folge.

Rosskastanien können frisch an Milch- und Mastvieh in Gaben bis zu 3 kg, an Pferde bis zu 1 1/2 kg, an Schafe und Schweine bis 1/2 kg auf den Kopf und Tag verabreicht werden.

Die Schalen von Eicheln, Bucheln und Rosskastanien sind schwer verdaulich; der Erfolg der Fütterung ist daher ein besserer, wenn die Früchte geschält verfüttert werden. Die Schalen der Eicheln können nach vorangegangener Darven durch Dreschen, die der Bucheln auf jeder Mahlmühle entfernt werden.

Besonders zu empfehlen ist das Dämpfen oder Kochen der Früchte und ihre Vermischung mit dem übrigen Futter.

Schrot von luftgetrockneten oder gedörrten Eicheln, Bucheln oder Rosskastanien kann mit der oben schon erwähnten Ausnahme für alle Tierarten wie anderes Kraftfutter Verwendung finden.

Das Sammeln der Eicheln und Bucheln erfolgt in der Regel nach dem natürlichen Abfall. Nur Bucheln für die Oelmühlen sammelt man auch gern vor dem Abfall, indem man die fruchttragenden Äste mit unwickelten Netzen abklopfen und die Bucheln auf untergebreitete Tücher fallen läßt.

Die schon abgefallenen Früchte werden mit der Hand ausgelesen oder durch Zusammenfegen von Laub und Früchten und nachfolgende Aussonderung der Früchte mittels Auslesen, Würfens oder Siebens der zusammengesetzten Masse gewonnen. Für alles Sammeln sind tunlichst nur trockene Tage zu wählen. Auch an diesen sollte das Sammeln erst nach dem Abtrocknen des Laues beginnen.

Das Sammeln von Bucheln, die der Oelbereitung dienen sollen, muß, soweit es nicht vor dem Abfall geschieht, möglichst bald nach diesem stattfinden, weil ein längeres Liegen der Bucheln im Walde den Geschmack des Oels beeinträchtigt.

Eicheln und Bucheln müssen trocken und kühl aufbewahrt werden. Die Aufbewahrung kann erfolgen auf Speicher-Böden oder im Freien. Die Aufbewahrung auf Böden ist die beste und sicherste. Je mehr Waldfeuchtigkeit den Früchten noch anhaftet desto niedriger müssen sie geschüttet, desto luftiger muß der Boden gehalten und desto häufiger müssen die Früchte umgestochen werden. Die Früchte dürfen keinesfalls höher als 20—30 cm geschüttet und müssen anfangs und solange sie noch äußerliche Feuchtigkeit zeigen, täglich ein bis zweimal, später alle zwei Wochen einmal umgestochen werden.

Können die Früchte nicht sofort aus dem Wald auf den Boden gebracht werden, oder stehen Böden überhaupt nicht zur Verfügung, so werden sie am besten im Walde selbst, und zwar entweder in offenen Gräben oder in Mieten aufbewahrt. Die Gräben sind auf trockenem Grund etwa 2,5 m breit und 30 cm tief mit senkrechten Wänden anzulegen und erhalten ein 2 m hohes Strohdach, dessen Giebelseiten nach Bedarf geöffnet oder zugeseht werden können. Ein um die ganze Anlage herumlaufender Graben schützt die Früchte vor Mäusen. Rasse Früchte bleiben am besten zunächst auf einem hierfür zugereinigten Trockenplatz ganz dünn verteilt im Freien und kommen erst in den Graben, nachdem sie äußerlich gut abgetrocknet sind. Der Graben darf nicht seiner ganzen Länge nach mit Früchten angefüllt werden, damit das Umstechen von einer Seite zur anderen bequem erfolgen kann. Das Umstechen der Früchte ist im Graben ebenso zu handhaben wie auf dem Boden.

Auch in Mieten kann man die gehörig abgetrockneten Früchte einlegen, die Aufbewahrung in offenen Gräben ist aber sicherer. Die Mieten müssen auf trockenem, möglichst durchlässigem Boden angelegt werden. Sie erhalten eine Decke von Laub, Moos oder Stroh, die mit Dunstkanälen zu versehen und mit zunehmender Kälte zu verstärken ist. Tritt Frost ein, so wird eine Erddecke aufgebracht. Auch hier empfiehlt sich zum Schutz gegen Mäuse ein Umlaufgraben.

Um die Früchte dauernd haltbar zu machen, werden sie zweckmäßig auf Malzdarren, in Ziegelöfen, auf dem Mauerwerke der Dampfkessel, in Backöfen usw. gedörrt. Buchelkern, die für Oelgewinnung bestimmt sind, dürfen höchstens auf 30° C. erhitzt werden, bis sie eine hellbraune Farbe annehmen. Bei Anwendung größerer Wärmegrade wird ihr Wert für die Oelgewinnung bedeutend herabgemindert.

Die Fezugsvereinigung der deutschen Landwirte, Berlin W 35, Potsdamer Straße 30, bezahlt für gute Ware in gesunder Beschaffenheit von mindestens mittlerer Art und Güte lose in Waggonladungen von 10000 kg (200 Ztr.) frei Waggon ab Berladestation für 100 kg (2 Ztr.)

für Eicheln lufttrocken (nicht mehr als 40% Wasser)	19 M.
für Eicheln gedarrt (nicht mehr als 15% Wasser) und gequetscht	32 "
für Eicheln, ganze, gedörrt (nicht mehr als 15% Wasser)	34 "
für Eicheln gedörrt (nicht mehr als 15% Wasser) und geschält	44 "
für Rosskastanien lufttrocken (nicht mehr als 40% Wasser)	15 "
für Rosskastanien gedörrt (nicht mehr als 15% Wasser) und gequetscht	28 "

Bucheln werden weitaus am vorteilhaftesten auf Oel verarbeitet. Die Samen der Linde sind sehr fettreich (bis 58%). Wo die

Annahme des Preisnachlasses für phantastisch und wertlose Waren und
Bette, Berlin W. 8, Kanauerstraße 29/30, bezahlt für gute Ware
in gesunder Beschaffenheit von mindestens mittlerer Art und Güte
in Waggonladungen von 10000 kg (200 Str.) frei Waggon ab Ver-
ladestation, für 100 kg (2 Str.)

für Bucheln lufttrocken 45 Mk.
für Bucheln gedörrt 55 "
für Bindensamen, lufttrocken oder gedörrt . . . 140 "

Die geflügelten Früchte des Ahorn sind reich an Stärkemehl
und haben einen verhältnismäßig hohen Futterwert. Wo sie in
größeren Mengen anfallen, sollten sie gesammelt und verfüttert werden.

Die Früchte der Eberesche, die sog. Vogelbeeren, haben sich
getrocknet zur Verfütterung an Hühner bewährt. Die Sammlung
und Trocknung dieser Früchte sollte daher ebenfalls in die Wege
geleitet werden. Bei dem hohen Preis, der zurzeit für Hühner-
futter bezahlt wird, dürfte der Absatz keine Schwierigkeiten bereiten.

Berlin, den 14. September 1915.

Bad Homburg v. d. G., den 28. 9. 1915.

Wird unter Anschluß an die im Kreisbl. Nr. 62 abgedruckte
Bekanntmachung veröffentlicht.

Gleichzeitig ersuche ich die waldbesitzenden Gemeinden des Kreises
wiederholt im Einvernehmen mit den Gemeinde-Förstern das Sam-
meln von Eichen, Bucheln etc zu organisieren.

Der königliche Landrat.
J. B.: v. Bernus.

Bekanntmachung.

zur Fernhaltung unzuverlässiger Personen vom Handel.

Vom 23. September 1915.

Der Bundesrat hat auf Grund des § 3 des Gesetzes über die
Ermächtigung der Bundesräte zu wirtschaftlichen Maßnahmen usw. vom
4. August 1914 (Reichs-Gesetzbl. S. 327) folgende Verordnung erlassen:

I. Untersagung des Handelsbetriebs.

§ 1

Der Handel mit Gegenständen des täglichen Bedarfs, insbeson-
dere Nahrungs- und Futtermittel aller Art sowie rohen Naturer-
zeugnissen, Heiz- und Leuchtstoffen, oder mit Gegenständen des Kriegs-
bedarfs ist zu untersagen, wenn Tatsachen vorliegen, die die unzuver-
lässigkeit des Handeltreibenden in Bezug auf den Handelsbetrieb dartun.
Das Handelsgewerbe, dessen Betrieb untersagt wird, ist genau zu
bezeichnen. Die Untersagung ist im Amtsblatt der untersagenden
Behörde und im „Reichsanzeiger“ bekanntzugeben.

Bei der Feststellung der Tatsachen, welche die Unzuverlässig-
keit in bezug auf den Handelsbetrieb dartun, sind insbesondere zu
berücksichtigen Zuwiderhandlungen gegen die Vorschriften über
Höchstpreise, Vorratserhebungen, Preisaushang und übermäßige
Preissteigerung.

§ 2

Die Untersagung des Handelsbetriebs wirkt für das Reichs-
gebiet. Ist dem Handeltreibenden für den untersagten Handelsbetrieb
ein Erlaubnißschein (Wandergewerbeschein, Legitimationskarte und
dergleichen) erteilt, so hat die Untersagung den Verlust dieses Scheines
ohne weiteres zur Folge.

Die Behörde, die den Betrieb untersagt hat, kann seine Wieder-
aufnahme gestatten, sofern seit der Untersagung mindestens drei Monate
verstrichen sind.

§ 3

Der Reichskanzler und die Landeszentralbehörden können an-
ordnen, daß der Beginn des Handels mit Gegenständen der im §
1 Abs. 1 bezeichneten Art allgemein oder unter bestimmten Voraus-
setzungen einer Erlaubnis bedarf.

Die Erlaubnis darf nur versagt werden, wenn gegen den
Nachsuchenden Tatsachen vorliegen, die seine Unzuverlässigkeit in be-
zug auf den Handelsbetrieb dartun. Die Vorschrift des § 1 Abs.
2 findet entsprechende Anwendung.

Auf dem Gewerbebetrieb im Umherziehen (Titel III der
Reichsgewerbeordnung) sind die Vorschriften im Abs. 1, 2 nicht an-
zuwenden. Der Wandergewerbeschein und die Legitimationskarte sind
aber zu versagen, wenn bei denjenigen, für welche sie beantragt
werden, die im Abs. 2 bezeichneten Voraussetzungen zutreffen.

Annahme des Preisnachlasses für phantastisch und wertlose Waren und
Bette, Berlin W. 8, Kanauerstraße 29/30, bezahlt für gute Ware
in gesunder Beschaffenheit von mindestens mittlerer Art und Güte
in Waggonladungen von 10000 kg (200 Str.) frei Waggon ab Ver-
ladestation, für 100 kg (2 Str.)

§ 5

Mit Gefängnis bis zu einem Jahre oder mit Geldstrafe bis
zu zehntausend Mark wird bestraft:

- 1) wer der gegen ihn ergangenen Untersagung des Handelsbetriebs
(§ 1) zuwiderhandelt,
- 2) wer den Handelsbetrieb ohne die nach § 3 erforderliche Erlaub-
nis beginnt.

II. Verschärfung der Strafe bei Preistreiberei

§ 6

Im § 6 des Gesetzes, betreffend Höchstpreise, vom 4. August
1914 in der Fassung der Bekanntmachung vom 17. Dezember 1914
(Reichs-Gesetzbl. S. 516) wird folgender Abs. 2 eingefügt:

In den Fällen der Nr. 1 und 2 kann neben der Strafe
angeordnet werden, daß die Verurteilung auf Kosten des Schul-
digen öffentlich bekanntzumachen ist; auch kann neben Gefäng-
nisstrafe auf Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte erkannt werden.

§ 7

Im § 5 der Verordnung gegen übermäßige Preissteigerung
vom 23. Juli 1915 (Reichs-Gesetzbl. S. 467) wird folgender Abs. 3
eingefügt:

Neben Gefängnisstrafe kann auf Verlust der bürgerlichen
Ehrenrechte erkannt werden.

III. Schlußbestimmungen

§ 8

Die Landeszentralbehörde erlassen die Bestimmungen zur Aus-
führung der §§ 1 bis 4 dieser Verordnung.

§ 9

Diese Verordnung tritt mit dem Tage der Verkündung in
Kraft. Der Reichskanzler bestimmt den Zeitpunkt des Außerkrafttretens.
Berlin, den 23. September 1915.

Der Stellvertreter des Reichskanzlers. Delbrück.

Bad Homburg v. d. G., den 27. September 1915.

Wird veröffentlicht.

Der königliche Landrat. J. B. v. Bernus.

General-Gouvernement in Belgien.

Sektion IIa Nr. 8001. II d Nr. 8443.

Beit.: Aufenthalt weiblicher Angehöriger im Bereich des General-Gouvernements.

Brüssel den 1. September 1915.

Es ist auch jetzt noch nicht der Zeitpunkt gekommen, wo weib-
lichen Angehörigen von deutschen Offizieren, Beamten, Unteroffizieren,
Mannschaften und Personen des Heeresgefolges der Aufenthalt im
Gebiet des Generalgouvernements allgemein gestattet werden könnte.
In Abänderung der Verfügung vom 4. 11. 14 II b. Nr.
1534 erteile ich die Erlaubnis, zum Aufenthalt weiblicher Angehöri-
ger, ohne daß meine Genehmigung vorher eingeholt zu werden
braucht, hiermit:

1. solchen Persönlichkeiten, die verwundet oder krank stationär im
Lazarett behandelt werden, wenn die Bescheinigung des Chef-
arztes vorliegt, daß die Pflege durch die weiblichen Angehöri-
gen erforderlich ist;
2. solchen Persönlichkeiten, die ihren Dienst ausschließlich in Zivill-
kleidung versehen;
3. solchen Persönlichkeiten, deren Familien schon vor Ausbruch
des Krieges in Belgien ihren Wohnsitz hatten, sofern sie nicht
am selben Ort mit ihren Familien dienstlich tätig sind;
4. solchen Persönlichkeiten, deren weibliche Angehörige im Dienst
der Krankenpflege oder in sonstiger Wohlfahrtspflege tätig sind,
soweit dieser Dienst nicht in demselben Ort ausgeübt wird;
5. solchen Persönlichkeiten, deren weibliche Angehörige im Grenz-
überwachungsdiens angeestellt sind.

In allen sonstigen Fällen, besonders beim Vorliegen schweren
wirtschaftlichen Notstandes, behalte ich mir ausdrücklich die Geneh-
migung zum ausnahmsweisen Aufenthalt weiblicher Angehöriger vor.
Alle bisher erteilten Genehmigungen werden hiermit aufgehoben.

Es wird besonders erwähnt, daß die Heimatsbehörden nicht
ohne weiteres berechtigt sind, weiblichen Angehörigen die Erlaubnis
zur Herreise zu erteilen. Die Militärpersonen, Beamten und Per-
sonen des Heeresgefolges blieben mir dafür verantwortlich, daß ihre

Ich erkläre, daß meine Unterschrift, welche ebenfalls optisch
befolgt werden, wie ich bereitwillig alle erfüllbaren Urlaubsgelüste
in weitgehendstem Maße genehmigt habe.

Ich werde in Zukunft gegen diejenigen, die gegen diese Befehle
verstoßen, und gegen die Vorgesetzten, die es an der nötigen Ueber-
wachung haben fehlen lassen, rücksichtslos einschreiten.

Der General-Gouverneur
gez. Frhr. v. Bissing, Generaloberst.

Allenstein, den 9. September 1915.

Abchrift.

Auf der Flucht infolge des feindlichen Einfalls im September
v. Jrs. von Gurra bei Arys Ostpreußen nach Hannover ist das am
24. März 1905 geborene Kind Ottilie Kampf, Tochter der August
und Amalie Kampf'schen Eheleute — aus Lodigow, Kreis Johannis-
burg, das bei ihren Verwandten, den Johann und Marie Birko'schen
Eheleuten in Gurra, aufhaltend war, beim Besteigen eines anderen
Zuges in Korschen abhanden gekommen. Es wird vermutet, daß
es in den in der Richtung Königsberg Pr. fahrenden Zug gekommen
ist. Obgleich das bereits zehn Jahre alte Kind genaue Angaben
über seine Personalien und den Wohnort seiner Eltern anzugeben
vermag, fehlt von ihm jede Spur. Es ist nicht ausgeschlossen, daß
es von irgend einer Person böswillig verschleppt worden ist, die es
für seine Zwecke ausnutzt.

Ueber die Kleidung des Kindes kann nichts genaues ange-
geben werden. Es war seinem Alter nach groß, aber schwach und
schmal, hatte braunes Haar und braune Augen, eine platte Nase
und im Gesicht eine von einem Geschwür herrührende Narbe. Es
spricht deutsch und polnisch.

Ich ersuche ergebenst, durch Bekanntmachung in den Kreis-
und Amtsblättern und auf sonstige geeignete Weise Ermittlungen
nach dem Verbleib des Kindes anstellen zu lassen und mir über das
Ergebnis Nachricht zukommen zu lassen.

Der Regierungspräsident.

J. B.

gez. Schmid.

An die Herren Regierungspräsidenten der Monarchie pp.

Bad Homburg v. d. H., den 27. September 1915.

Wird veröffentlicht.

Sollte der Aufenthalt des Kindes Jemanden bekannt sein, so
ersuche ich um baldige Mitteilung.

Der Königliche Landrat.

J. B.: v. Bernus.

Bad Homburg v. d. H., den 23. September 1915.

Im Verlage „C. Krebs'sche Buchhandlung“ ist ein Merkbüch-
lein für Kriegsteilnehmer, deren Angehörige und Arbeitgeber über
die Kranken-, Invaliden-, Unfall- und Angestellten-Versicherung, so-
wie über die Reichswochenhilfe erschienen.

Das Büchlein verabfolgt den Zweck, Kriegsteilnehmer und
deren Angehörigen über die Ansprüche und deren Geltendmachung
aus eben angegebenen Versicherungen pp. aufzuklären.

Die Anschaffung wird sehr empfohlen und werden hier Be-
stellungen bis zum 20. 10. d. Jrs. entgegengenommen. Der Preis
stellt sich im einzelnen auf 0,20 Mk. pro Stück während sich derselbe
beim Bezuge von 100 Stück auf 0,15 Mk. ermäßigt.

Der Vorsitzende des Königlichen Versicherungsamtes
des Overtaunuskreises.

J. B.:

v. Bernus.

Bad Homburg v. d. H., den 9. September 1915.

Diejenigen Gemeindebehörden des Kreises, welche Anträge auf
Bewilligung von Zuschüssen zu den Wegebaukosten und zu den Aus-
gaben für Zwecke des Armenwesens aus der gemäß § 5 Absatz 3
des Dotationsgesetzes vom 2. Juni 1902 (G. S. S. 167) an leistungs-
schwache Gemeinden zu verteilenden Staatsrente zu stellen beabsich-
tigten, werden ersucht, etwaige Anträge bis spätestens zum 26. Sep-
tember d. Jrs. hierher einzureichen, damit ich dem Herrn Landes-
hauptmann in Wiesbaden rechtzeitig Vorlage machen kann.

Bad Homburg v. d. H., den 28. September 1915.

Die Landw. Zentral-Darlehns-Kasse in Frankfurt empfiehlt
als Ersatz für Hafer, sowie den immer knapper werdenden Mais
Johannisbrot.

Dieses Futtermittel enthält 70% Kohlenhydrat, davon 40%
Zucker und 6% Eiweiß. Es bietet also vollwertigen Ersatz für
Mais und eignet sich zur Fütterung von Pferden, wie auch von
Rindvieh und Schweinen. Der Preis stellt sich voraussichtlich auf
ca. Mk. 24.— bis 25.— per Etr ab Lagerhaus. Es stehen Proben
auf Wunsch zur Verfügung.

Die Viehhalter des Kreises werden auf dieses gute Ersatzfütter-
mittel aufmerksam gemacht. Etwaige Bestellungen sind bei der Orts-
behörde einzureichen.

Der Königliche Landrat.

J. B.:

v. Bernus.

Bad Homburg v. d. H., den 23. 9. 1915.

Der Herr Minister des Innern hat mittels Erlasses vom 14.
Septbr. d. Jrs. ll. d. 1981 die Verpflichtung der Polizeiverwaltungen,
allen geschäftsfähigen Personen auf ihren Antrag und gegen Er-
legung der dafür festgesetzten Gebühren auf Grund der polizeilichen
Meldeeregister und sonstigen Materialien Auskunft über den Familien-
namen und die Vornamen, das Datum der Geburt sowie über die
gegenwärtige oder die frühere zuletzt gemeldete Wohnung der ein-
zelnen Einwohner des Polizeiverwaltungsbezirks zu erteilen, insofern
erweitert, als die Auskunft auch darüber zu geben ist, ob die ge-
suchte Person zum Heeresdienst eingezogen worden ist oder nicht.

Die Ortspolizeibehörden des Kreises ersuche ich, bei der Er-
teilung der fragl. Auskünfte hiernach zu verfahren.

Der Königliche Landrat.

J. B.:

v. Bernus.

Verordnung.

Auf Grund der §§ 1 und 9b des Gesetzes über den Be-
lagerungszustand vom 4. Juni 1851 ordne ich für den Bereich des
Korpsbezirks an:

Alle Hotels, Pensionen und Anstalten sowie jeder Wohnungs-
inhaber sind verpflichtet, den Aufenthalt und Zuzug von Ausländern
binnen 12 Stunden polizeilich anzumelden, gleichgültig ob die Auf-
nahme gegen Entgelt oder unentgeltlich, vorübergehend oder für län-
gere Zeit erfolgt.

Der Wegzug von Ausländern ist gleichfalls innerhalb 12 Stun-
den anzuzeigen.

Falls örtliche Polizeiverordnungen eine kürzere Meldefrist wie
die vorstehend angegebene für Ausländer festgesetzt, bleiben diese
Verordnungen insoweit maßgebend.

Zuwiderhandlungen gegen diese Verordnung werden nach § 9
des Gesetzes über den Belagerungszustand vom 4. Juni 1851 mit
Gefängnis bis zu einem Jahre bestraft.

Frankfurt a. M., den 27. Oktober 1914.

18. Armeekorps. Stellv. Generalkommando.

Der Kommandierende General:

Freiherr von Gall,
General der Infanterie.

Bad Homburg v. d. H., den 26. 9. 1915.

Wird veröffentlicht.

Der Königliche Landrat.

J. B.:

v. Bernus.

Bekanntmachung.

Die Inhaber der bis zum 30. Juli d. Jrs. ausgestellten Ver-
gütungsanerkennnisse über gemäß § 3 Ziffer 3, 4 und 5 des
Kriegsleistungsgesetzes vom 13. Juni 1873 in den Monaten August
1914 bis einschließlich März 1915 gewähete Kriegsleistungen im

der Auerkennnisse in Empfang zu nehmen.
Es kommen die Vergütungen für Vorspannleistung, Stur-
schäden, Benutzung von Grundstücken und Gebäuden, Lagerstroh und
Stellung von Kraftwagen in Betracht. Den betreffenden Gemeinden
wird von hieraus nochmals besonders mitgeteilt, welche Auerkenn-
nisse in Frage kommen und wieviel die Zinsen betragen. Auf den
Auerkennnissen ist über Vergütung und Zinsen zu quittieren. Die
Quittungen müssen auf die Reichskasse lauten.

Der Zinsenlauf hört mit Ende dieses Monats auf. Die
Zahlung der Beträge erfolgt gütig an die Inhaber der Auerkenn-
nisse gegen deren Rückgabe. Zu einer Prüfung der Legitimation
der Inhaber ist die zahlende Kasse berechtigt aber nicht verpflichtet.

Wiesbaden, den 22. September 1915.
Der Regierungs-Präsident.
In Vertretung:
gez.: von Gizycki.

Bad Homburg v. d. H., den 26. September 1915.
Wird veröffentlicht.
Der Königliche Landrat.
J. B.:
v. Bernus.

Wiesbaden, den 22. September 1915.
Im Verlag von J. Stahl Verlagsbuchhandlung in Arnsherg
i. W., Königstraße 3 ist eine Schrift „Gesundliche Ueberwachung der
schulentlassenen männlichen wie weiblichen Jugend“ zum Preise von
1,50 Mk. das Stück erschienen.

Ich kann das Buch zur Anschaffung für die Kreis- und Orts-
ausschüsse, sowie für alle diejenigen, welche sich für die Jugendpflege
interessieren, besonders empfehlen.

Der Regierungspräsident.
v. Meißner.

Bad Homburg v. d. H., 27. September 1915.
Wird den Ortsausschüssen für Jugendpflege mitgeteilt. Bis
zum 20. Oktober d. J. bei mir eingehende Bestellungen auf das
Buch bin ich bereit zu vermitteln.

Der Königliche Landrat.
J. B.:
v. Bernus.

Bad Homburg v. d. H., den 23. September 1915.
Mit Rücksicht auf den reichen Delgehalt der Samenkerne der
Sonnenblumen ist letztere im vaterländischen Interesse mehr als
bisher angebaut worden. Zwecks Verwertung dieser Sonnenblumen-
kerne zur Delgewinnung hat sich die Eisenbahn-Verwaltung auf
Antrag des Kriegsausschusses für pflanzliche und tierische Oele und
Fette bereit erklärt zu folgenden Maßnahmen:

1.) Alle auf dem Gelände der Preussischen, Hessischen und
Reichsländischen Eisenbahnen anfallenden Sonnenblumensamen werden
in eigens hierfür von den einzelnen Eisenbahndirektionen zu errich-
tenden Sammelagern gesammelt und gelangen nach Abschluß der
Ernte an uns zur Ablieferung.

2.) Jeder Privatmann kann auf der ihm zunächst gelagerten
Station die von ihm selbst geernteten Sonnenblumensamen gegen
ein Entgelt von 40 Pfennig für das Kilogramm zur Ablieferung
bringen. Diese Samenmengen werden in gleicher Weise dem oben-
genannten Kriegsausschusse zugeführt.

Falls der Preis, dem Antrage des Ausschusses entsprechend,
durch Bundesratsbeschluss auf 40 Mark erhöht wird, so wird sich
der Preis für das Kilogramm Sonnenblumen-Kerne auf 50 Pfennig
erhöhen.

Die Ortsbehörden ersuche ich, diese Bekanntmachung zur all-
gemeinen Kenntnis zu bringen und die Einwohner zur Sammlung
und Ablieferung der Samenkerne an die nächste Eisenbahn-Station
aufzufordern.

Der Königliche Landrat.
J. B.:
v. Bernus.

Die Bezirkskommandos werden ersucht, die Gemeindebehörden
auf die Bestimmungen im § 41, 4 und 5 der Dienstvorschrift über
Marschgebühren aufmerksam zu machen, nach welchen während des
mobilen Zustandes Marschgebühren seitens der Gemeinden an die
Einberufenen im voraus nicht mehr gezahlt werden dürfen, weil die
Abfindung mit solchen erst nachträglich durch die Truppenteile zu er-
folgen hat.

Bei Beachtung dieser Bestimmungen werden Ueberzahlungen
und die mit vielen Umständen verknüpfte Wiedereinzahlung der zu
Unrecht gezahlten Beträge vermieden werden.

Bezirks-Kommando Höchst a. M.
J. A.:
gez. Christiani.

Bad Homburg v. d. H., den 25. September 1915.
Wird zur Beachtung veröffentlicht.
Der Königliche Landrat.
J. B.:
v. Bernus.

Berlin W. 66, den 3. September 1915.

**Betrifft: Veterinärpolizeiliche Behandlung der leihweise an
Zivilpersonen überlassenen Militärpferde.**

Es sind Zweifel darüber entstanden, wie zu verfahren ist, wenn
bei Militärpferden, die leihweise an Zivilpersonen überlassen sind,
Seuchen- oder Ansteckungsverdacht insbesondere bei Ross festgestellt wird.

Zur Begegnung dieser Zweifel sowie im Interesse einer einheit-
lichen und schnellen Seuchenbekämpfung der meistens mit Pferden der
Zivilbevölkerung in Berührung befindlichen Leihpferde der Militär-
verwaltung, hat sich das Kriegsministerium mit dem Vorschlag des
Herrn Landwirtschaftsministers einverstanden erklärt, die veterinär-
polizeilichen Anordnungen einschließlich etwaiger Blutuntersuchungen
in solchen Fällen den Zivilbehörden zu überlassen.

Für die veterinärpolizeiliche Behandlung der Leihpferde wird
der Herr Minister für Landwirtschaft, Domänen und Forsten im
Einverständnis mit dem Kriegsministerium den Zivilbehörden folgende
Anordnungen geben:

- 1.) Wird bei den an Zivilpersonen verliehenen Militärpferden eine
anzeigepflichtige Seuche oder der Verdacht einer solchen festgestellt,
oder sind solche Pferde mit seuchenkranken oder verdächtigen
Tieren in Berührung gekommen, so hat die Polizeibehörde des
Seuchenortes einheitlich auch für die Militärpferde sofort alle
veterinären Maßnahmen nach dem Viehseuchengesetze und den
dazu erlassenen Ausführungsbestimmungen zu treffen. Bei Ross-
verdacht oder Rossansteckungsverdacht ist insbesondere die vor-
geschriebene Blutuntersuchung bei der dafür vorgesehenen Anstalt
zu veranlassen.
- 2.) Der Militärbehörde ist sofort von den getroffenen Maßnahmen
und gegebenenfalls von dem Ausfall einer Blutuntersuchung
Mitteilung zu machen.
- 3.) Eine Tötung von Militärpferden hat nur auf Anordnung der
zuständigen Militärbehörde zu geschehen. Zu der Tötung ist
regelmäßig ein von der Militärbehörde zu bezeichneter Militär-
veterinär zuzuziehen. Die Bestimmungen des Erlasses vom 19.
Mai 1909 (Landwirtschaftliches Ministerialblatt S. 230) sind
sinngemäß zu beachten.
- 4.) Die durch die Zuziehung der beamteten Tierärzte usw. bei den
vorbezeichneten Maßnahmen entstehenden Kosten fallen der Staats-
kasse zur Last.

Die Königlichen stellvertretenden Generalkommandos usw. er-
sucht das Kriegsministerium ergebenst, den vorstehenden Bestimmungen,
die mit dem 25. September 1915 in Kraft treten, entsprechend ver-
fahren zu wollen.

Kriegsministerium.
Im Auftrage: gez. von Wisberg.

Bad Homburg v. d. H., den 29. Septbr. 1915.
Wird veröffentlicht;
Der Königliche Landrat.
J. B.: v. Bernus.

Illustrierte beilage
der
Kreis-Zeitung
für den
Obertaunus-Kreis.

Verlag der Hofbuchdruckerei
E. J. Schick Sohn.
Homburg v. d. H.

Sonntagsblatt.

Die Nacht.

Du bringst mir Glück und Freude wieder,
Wenn du zur Ruh gewiegt die Welt,
Der Schlummer endlich niedersfällt
Auf ihre müden Augenlider.
Dann leis, daß keine Diele knarrt,
Schlüpfst du zum Tor mit leichten Sohlen,
Die Muse mir hereinzuholen,
Die lauschend an der Schwelle harret“.

Ein Irrtum.

Novelle von A. Wendt.

(Schluß.)

„Waren Sie gestern in der Gesellschaft unserer liebenswürdigsten Frau Oberst?“ fragte Dietrichs Begleiter. Die Frage wurde von ihm bejaht.

„Apropos, haben Sie vielleicht das seltene Glück gehabt, dabei deren schöne Schwägerin zu Gesicht zu bekommen?“

„Eine Schwägerin der Frau Oberst?“ fragte Dietrich erstaunt. „Ist eine solche zum Besuch da?“

„Nicht zum Besuch, sie wohnt dauernd im Hause ihres Bruders!“

Eine jähe Ahnung stieg in Dietrichs Geiste auf und etwas hastig und aufgeregt sagte er: „Davon weiß ich nichts! Wer ist die Dame? Und weshalb hält sie sich so geheimnisvoll im Hintergrund?“

„Das ist eben der Punkt, der sämtliche Offiziere in Spannung hält!“ war die Erwiderung. „Sie erscheint nie in Gesellschaft, höchstens einmal in Begleitung der Frau Oberst oder ihres Bruders auf der Promenade. Aber die wenigen Male, die sie dem einen oder andern von uns Gelegenheit gab, sie zu sehen, haben das Interesse für sie nur verdoppelt angeregt. Sie ist schön, aber von einer ganz besonders interessantesten Schönheit, und jeder von uns würde sich glücklich schätzen, ihre nähere Bekanntschaft machen zu dürfen. Doch dazu bietet sich eben keinem von uns die Gelegenheit!“

„Aber der Grund — es muß doch ein Grund zu dieser Abgeschlossenheit vorliegen?“ preßte Dietrich hervor.

„Man weiß das nicht genau,“ versetzte der andere. „Nur so viel ist bekannt, daß sie kurze Zeit, jedenfalls unglücklich, verheiratet war. Als der Oberst vor einem halben Jahre hierher versetzt wurde —“

(Nachdruck verboten.)

„Wie, der Oberst ist erst hierher versetzt worden?“ stieß Dietrich aus.

„Vor einem halben Jahre!“ bestätigte der Kamerad. „Wissen Sie das nicht? Seine Schwester besand sich in seiner Begleitung. Ihre Ehe soll erst kurz zuvor ihr Ende erreicht haben; die näheren Umstände derselben sind jedoch keinem hier bekannt!“

„So wäre also der Name Tornau nicht der ihres Gatten, sondern ihr Geburtsname?“ fragte Dietrich in immer größerer Erregung.

„Natürlich!“ bejahte der junge Offizier. „Man kennt hier indes keinen andern. Aber was ist Ihnen nur, Herr Kamerad? Hat meine Nachricht Sie so aufgeregt?“

Dietrich erwiderte nichts darauf. „Beantworten Sie mir nur noch eine Frage,“ sagte er hastig. „Wie heißt die Schwester des Obersten mit Vornamen?“

„Wally!“ antwortete er. „Wir nennen sie unter uns nur die schöne geheimnisvolle Wally! Doch sehen Sie, dort kommt die Frau Oberst mit ihrer Schwägerin daher- gefahren!“

Gleich darauf rollte der Wagen an den beiden salutierenden Offizieren vorüber. Wie versteinert sah Herr von Schilda hinter ihnen her. Es war wirklich Wally, die neben der Frau Oberst in dem Gefährt saß.

5.

Es war seit dieser Begegnung einige Zeit vergangen. Der Frühling war mit seiner Pracht nun vollständig ins Land gerückt. Und an einem solchen Frühlingstage, nachmittags, war es, als Dietrich, wie fast täglich, seine Promenade im



Prinz Leopold von Bayern,
siegreicher Führer einer Armee im Osten,
der Eroberer von Warschau.
Neueste Aufnahme von Hofphot. F. Müller.

hatte, bemerkte er an einem Augenblicke, als er die des Obersten erkannte. Der Kutscher war vom Bod gestiegen und beschäftigte sich soeben mit den Pferden. Von der Herrschaft hingegen war niemand zu bemerken. Unwillkürlich schlug Dietrich auch den Seitenweg ein. Von demselben führten wieder andere Zweigwege in entlegene Partien des Parkes, in denen ihm nur noch vereinzelte Spaziergänger begegneten.

Jetzt war er an ein von Hollunder und Geisblatt gebildetes Gebüsch gelangt, in dem sich eine Bank befand, auf der er sich schon öfters ausgeruht hatte. Er wandte sich auch heute nach diesem seinem Lieblingsplätzchen. Als er in den Eingang der Laube trat, erhob sich eine Frauengestalt von der Bank und strebte schnell an ihm vorüber zu gelangen. Schon wollte er die Dame an sich mit einer Verbeugung vorüberlassen, als er trotz des herabgelassenen Schleiers Wally von Tornau erkannte. Ein trotziger Gedanke durchzuckte ihn, als sie ihm so unerwartet entgegentrat. Jetzt oder nie war der Augenblick gekommen, wo sie ihn anhören mußte, sagte er sich, und mit diesem Gedanken vertrat er ihr den Weg.

Minutenlang bligten zwei Augenpaare ineinander, wie die zweier Gegner; dann begann Herr von Schilda:

„Es scheint, gnädige Frau, daß der Himmel selbst sich für mich ins Mittel legt, dann es hieße freveln, wollte man die offenbare Fügung desselben nicht in diesem unerwarteten Zusammentreffen erkennen!“

„Ich möchte doch bezweifeln, daß Sie mit dem Himmel auf so gutem Fuße stehen!“ antwortete die Baronin spöttlich. „Jetzt aber, bitte ich, geben Sie mir den Weg frei!“

„Nicht früher, gnädige Frau, als bis ich Ihnen gesagt habe, was ich Ihnen zu sagen habe!“ entgegnete er ihr mit eiserner Entschlossenheit.

„Wie, mein Herr, soll das heißen, daß Sie mich mit Gewalt hier zurückhalten wollen?“ rief sie empört.

„Wenn Sie mich dazu zwingen, — ja!“ erwiderte er.

„Unerhört!“ stieß sie aus.

„Aber durchaus nur der Gewalttherrschaft der Männer würdig!“ vollendete er.

„Allerdings,“ preßte sie hervor, „wenn Sie es auch nur im Spott sagen! Aber ich erinnere Sie zu Ihrem eigenen Besten an die aus dieser Willkür entstehenden Folgen!“

„Ich will es auch darauf ankommen lassen. Sie haben mich in dem Heiligsten, was ich besitze, in meiner Ehre gekränkt. Ich kann Sie nicht zwingen, mich zu lieben, aber Achtung kann ich, muß ich von Ihnen fordern. Und um es kurz zu machen, so sage ich Ihnen denn, daß meine damalige Handlungsweise keine ehrlose war, sondern daß ich das Opfer eines Fehlschlusses geworden bin. Ich hielt Sie für verheiratet!“

„Dann wußten Sie nur die Wahrheit!“ antwortete sie.

„Sie verstehen mich nicht!“ entgegnete er. „Daß Sie verheiratet waren, konnte mir allerdings kein Geheimnis sein, aber ein unseliges Mißverständnis machte mich glauben, daß Sie es noch zu jener Zeit waren. Ich hielt den Oberst Tornau für Ihren Gatten!“

„Wie? Meinen Bruder?“ unterbrach ihn die Baronin bestürzt. „Und das konnten Sie glauben?“ Ihre Stimme hatte den herben, verächtlichen Ausdruck verloren; sie blickte erschreckt in des Sprechers Züge.

„Sie trugen den gleichen Namen,“ flötete dieser, „ich konnte nicht ahnen, daß das Ihr Geburtsname sei!“

Und mit fliegenden Worten erzählte er ihr, wie das ganze Mißverständnis entstanden war. Als er wieder schwieg, sagte sie nichts. Sie blickte stumm zur Erde, während ihr Gesicht von einer tiefen Blässe überzogen war. Und wieder wallte das heiße Gefühl in Dietrichs Herzen auf, während sein Blick auf der schönen Gestalt, dem geistvollen Antlitz ruhte, und heiß kamen die Worte über seine Lippen:

„Gnädige Frau — Wally — können Sie mir vergeben, was ich im Übermaß der Leidenschaft an Ihnen that? O,

die Liebe, die in solchen Augenblicken eines Menschen wägung fähig sein würde?“ Er wollte ihre Hand ergreifen, aber sie entzog sie ihm hastig.

„Nein, nein!“ stieß sie aus. „Lassen Sie mich!“

„Ich weiß es,“ fuhr er fort, „daß ich mich an Ihnen schwer vergangen habe, aber bedenken Sie die Umstände. Ich wußte nichts weiter über Sie, — das Geheimnisvolle, das Sie umgab, meine blinde Leidenschaft — alles das zusammen —“

„Gab Ihnen kein Recht, mich für eine Ehrlose zu halten!“ unterbrach sie ihn flammenden Blickes.

„Das Wort ist scharf, gnädige Frau!“ entgegnete er. „Ich habe Ihnen freimütig meine Schuld bekannt, und so groß sie ist, hoffe ich doch, daß es eine Versöhnung für dieselbe gäbe, daß die Liebe diese Versöhnung zu gewähren vermöge. Kann sie es nicht, Wally, — kann sie es nicht?“

Er hatte die letzten Worte mit flehendem Tone gesprochen und harrte nun mit sichtbarer Spannung in den erregten Zügen auf ihre Antwort. Aber er harrte umsonst auf das erlösende, beseligende Wort, und als sie auch nach einer längeren Pause noch in ihrem Schweigen verharrte, da brach er dasselbe mit herbem Tone: „Nun wohl, gnädige Frau, ich kann Sie nicht zwingen, mich zu lieben, und Sie lieben mich eben nicht, wie ich einst so kühn war, anzunehmen, und in welchem Glauben ich so unsäglich glücklich war. Ich hoffe aber, daß Sie mir, nach dem, was ich Ihnen hier jetzt sagte, wenigstens Ihre Achtung nicht mehr verweigern werden, und somit habe ich denn das erreicht, was ich überhaupt erreichen konnte. Seien Sie glücklich!“ Er wandte sich zum Gehen.

„Herr von Schilda!“ Weich, flehend, wie eine Abbitte, klangen die Worte an das Ohr des jungen Offiziers.

Er wandte sich um und warf einen Blick auf ihr schönes Gesicht, das ängstlich auf ihn gerichtet war, und dann lag er vor ihr auf den Knien und hatte ihr Hand ergriffen und preßte sie an seine Lippen.

Sie wehrte ihn sanft, aber entschieden ab. „Nicht so! Stehen Sie auf! So war es nicht gemeint!“ sprach sie leise, doch bestimmt.

„Nicht?“ stieß er aus. „O — aber es gibt für mich keine andere Deutung! Sagen Sie mir, daß ich mich nicht irre, — sagen Sie mir, daß ich hoffen darf!“

„Ich will Ihnen allerdings noch etwas sagen, aber nicht eher, als bis Sie eine Stellung eingenommen haben, die nicht mich und Sie kompromittiert!“ versetzte sie.

„So sagen Sie mir wenigstens, daß Sie mir verzeihen, oder ich bleibe hier liegen, und wenn die ganze Welt Zeuge davon würde!“ bat er leidenschaftlich.

„Gut denn! Was Sie verlangen, ist ja nichts als Christenpflicht. Ich verzeihe Ihnen!“ entgegnete die schöne Frau mit einem Lächeln.

Er erhob sich aus seiner knienden Stellung und lehnte sich gegen die Bank. „Und ich höre!“ sagte er.

„Sie haben vorhin des Geheimnisvollen erwähnt, das mich umgab,“ fing Wally an, „und besteht dieses Geheimnisvolle nicht noch für Sie? Ist es nicht Ihre Pflicht, erst meine Vergangenheit zu kennen, ehe Sie mir Ihr Herz und Ihre Hand anbieten, und wissen Sie, ob Sie das noch tun werden, nachdem ich Sie über diese unterrichtet haben werde?“

„O, zweifeln Sie nicht daran! Ich konnte nur einmal ein törlchter Knabe sein!“ unterbrach er sie.

Sie winkte ihm mit der Hand Schweigen. „Jedenfalls,“ sprach sie, „ist es nach dem, was zwischen uns vorgefallen, meine Pflicht, zu Ihnen von dieser Vergangenheit zu sprechen, und damit werden Sie auch zugleich den Schlüssel zu meiner Abgeschlossenheit, meiner Herbeheit, meinem Mißtrauen und meiner Verachtung erhalten. Ich will Ihnen nur mit wenigen Worten mein Schicksal bezeichnen. Meine Eltern waren früh gestorben. Mein Bruder, der bedeutend älter ist, als

Sur E
In
Zum D
Der Sta
Zu lang
Sein Bl
Bis er
Die Fe
Doch
Im weit
Ist rings
Von Kal
Sie kräh
Dein Sch
Und folg
Dort ob
Doch u
Der deut
Den ei g
Ist nicht
Das war
Nahm an
Nie durf
Durchflie
„Herab
Durchträc
Die ihrer
Dem Kar
„Herab,
Stürzt au
Die Kabe
Mit ihr
Gestürzt
Der auffl
Liegt tod
Die Zeit
Da ihr G
Was ihm
Im Siegt
Als er sic
im
Hcb
sind die 2
Mütter fi
ihrer Klei
licht war
Erlaltung
behüten.
suchen die
Beides ist
gehandhab
wie das
wenn nich
eingeschlag
die Kind
Jahreszeit
gem Gew
rührt es
schauers, d
in der gle
ganz klein
mere Klei
diese die
Beweglich
Kindern o

ich, lebte in einer fremden Garnison und konnte ich um meine Erziehung nicht kümmern. So nahm eine alte, unverheiratete Tante mich zu sich in ihr Haus. Sie hat mir, wie ich sagen darf, eine gute Erziehung geben lassen und führte mittels ihres eigenen Vermögens und den Zinsen des meinigen ein vornehmes Haus. Es hat mir, als ich in das entsprechende Alter trat, nicht an Bewerbern gefehlt. Unter diesen befand sich ein junger Gutsbesitzer, der sich durch seine äußere Erscheinung, sowie durch seine Talente angenehm zu machen verstand und durch seine Bildung auszeichnete. Er lebte in der süddeutschen Residenz, in der wir wohnten, auf großem Fuße. Seine Güter besuchte er nur selten. Um es kurz zu machen, ich nahm auf Anraten der Tante seinen Antrag an; ich hatte ja lange genug gezögert, und sie selbst war alt und kränklich, so daß es ihr eine Beruhigung gewährte, mich versorgt zu wissen. Ich liebte ihn nicht, aber die Tante meinte, das fände sich in der Ehe von selbst, und so hatte ich meine Zustimmung zu der Verlobung gegeben, welcher bald auch die Hochzeit folgte. — Einige Gerüchte, die uns zugegangen waren, über herabgekommene Vermögensverhältnisse desselben beachteten wir nicht. Überdies besaß ich ein verfügbares Vermögen von dreißigtausend Talern, dessen größten Teil wir am Hochzeitstage in die Hände des Grafen legten. Es konnten eben nur Frauen sich einer solchen Vertrauenseligkeit hingeben, denn mein Bruder, der weit entfernt in Garnison stand, konnte mir nicht ratend zur Seite stehen und war überdies daran gewöhnt, die Tante, die sich nicht in ihre Angelegenheiten dreinreden ließ, für mich Sorge tragen zu lassen. Wer hätte aber auch ahnen können, was einen Tag nach der Hochzeit erfolgte? Wir waren noch in derselben Nacht nach den Gütern des Grafen abgereist und langten andern Tags gegen Morgen daselbst an. Er führte mich in ein für mich bestimmtes Wohnzimmer mit anstohendem Schlafgemach und bat mich, mich von den Strapazen der Reise zu erholen, was auch er tun wollte; dann würden wir uns nach einigen Stunden wiedersehen. Ich war wirklich so ermüdet, daß ich nicht auf meine Umgebung achtete, sondern bald, nachdem ich mich mit Hilfe eines Mädchens meiner Reiskeider entledigt hatte, in einen totenähnlichen Schlaf versiel, aus dem ich erst gegen Abend erwachte. Ich schellte. Der Graf sei schon gegen mittag ausgeritten, hieß es. Ich musterte meine Umgebung und fand, daß die Ausstattung der Zimmer keineswegs neu, sondern eine verblühene, dürftige war. Stunden vergingen. Der Graf erschien noch immer nicht. Wie soll ich Ihnen diese Stunden entseßlicher Pein beschreiben, die ich durchlebte? Endlich, ganz spät am Abend wurde mir ein Brief übergeben, der mir das Rätsel löste, welches mich umgab, — aber in der entseßlichsten Weise. Der Graf hatte mit meinem Vermögen das Weite gesucht. Die Güter waren stark über ihren Wert verschuldet, dazu verschiedene Wechsel fällig; so hatte er sich denn mit dem Rest dessen, was er hatte zusammenraffen können, und mit meinem Vermögen davongemacht — auf Nimmerwiederkehr. Lassen Sie mich alles andere übergehen — meinen Zorn, meine Scham, meine Verzweiflung, — nicht wegen des verlorenen Geldes, sondern über die Demütigung, die mir, als dem Opfer eines so schmähtlichen Varrats, widerfahren war. Ich kehrte in das Haus der Tante zurück. Die Scheidung bereitete keine Schwierigkeiten; aber noch während derselben starb meine mütterliche Beschützerin. Sie hatte mich zu ihrer Erbin eingesetzt. Ich sollte nun zu meinem Bruder ziehen, doch blieb ich, bis alles geordnet sein würde, noch in der Residenz, im Hause meiner verstorbenen Tante. Als wir — Sie und ich — uns kennen lernten, befand ich mich auf der Reise zu meinem Bruder, der mir bis Dresden oder Berlin entgegenkommen wollte. Sie werden begreifen, welche Erbitterung, welches Mißtrauen, welche Berachtung sich gegen die Menschen, und besonders gegen die Männer, meiner bemächtigt hatte. Von solchem Geiste befeelt, lernte ich Sie kennen und — und —

Sie hielt errötend inne.

„Und?“ wiederholte er. „O, sprechen Sie weiter!“

„Nein, mein.“ schämte sie, „nur soviel, — ich stug wieder an, Vertrauen zu gewinnen, und dann —“

„Dann glaubten Sie sich wieder verraten — getäuscht?“

„Aber jetzt, Wally, — jetzt?“

Er suchte ihre Hand zu ergreifen, aber sie drängte ihn sanft zurück. „Nein, nein!“ versetzte sie ihm. „Lassen Sie mich! Sie werden nun einsehen, daß es besser ist, wenn wir uns hier Vebewohl sagen. Eine geschiedene Frau —“

Er ließ sie nicht vollenden.

„Können Sie mich eines so sinnlosen Vorurteils für fähig halten? Sie sind ja überhaupt nicht einmal Frau gewesen!“

„O, ich begreife es wohl, wie Sie nach alledem empfinden mußten, — wie unaussprechlich Sie gelitten haben! Aber noch ist es nicht zu spät, alles zu vergessen, — glücklich zu machen und zu sein! Lassen Sie mich Ihnen beweisen, ein ganzes Leben lang, daß es auch noch ehrliche und ehrenhafte Männer gibt, an die eine Frau ihr Vertrauen nicht verschwendet! Wollen Sie das, Wally? Wollen Sie Vertrauen, Glauben, Liebe zu mir und in mir zu der Menschheit wiederfinden?“

Sie sah verlegen vor sich nieder auf die Erde.

„Ich fürchte, daß ich nicht imstande sein werde, Sie glücklich zu machen,“ sagte sie.

„O, wenn es nur das ist!“ rief er aus. „Dann wissen Sie selber nicht, welcher reiche Schatz in Ihnen verborgen liegt!“

Er hatte ihr schönes Haupt zwischen seine Hände genommen und blickte ihr lächelnd, mit glücklichem Lächeln in das Gesicht.

„Wollen Sie es nicht versuchen, Wally? Ich nehme alle Folgen auf mich! Wollen Sie es?“

„Ich muß ja wohl, da ich einmal in Ihrer Gewalt bin!“

flammelte sie leise unter heißem Erröten.

„O Wally, — Wally!“ jubelte er da auf, und dann neigte sich sein Gesicht dem ihren entgegen, und ihre Lippen suchten und fanden sich und ruhten aufeinander, lange — lange — wie zum Schwur ewiger, treuer Liebe.

Was dann noch weiter in dem stillen Gebüsch, in der grünen Einsamkeit gesprochen wurde? Es waren nicht viele zusammenhängende Worte. Wenn ein Lauscher hinter dem dichtesten Gesträuch gestanden hätte, so würde er nur das Rosenzweier Glücklicher vernommen haben, die in diesem berausenden Spiel Herz um Herz, Seele um Seele tauschten und zu dem die Nachtigall in dem nahen Gebüsch in sanften, sehnsuchtsvollen Weisen gleichsam den Grundton gab.

Es war Wally, die zuerst diesen Glückstausch unterbrach, indem sie sich schamhaft seinen Armen entwand.

„Man wird sich zu Hause über mein langes Ausbleiben wundern,“ sagte sie im Gehen.

„O, es soll nicht an der Aufklärung des Wunders fehlen!“ entgegnete Dietrich. „Ich fahre mit dir!“

„Wie?“ wollte sie einwenden. „Und die Menschen, die uns zusammen sehen?“

„Werden sich daran gewöhnen müssen, uns in der Folge immer beisammen zu sehen, mein Lieb,“ entgegnete er. „Ich möchte mein Glück hinfort keinen Augenblick mehr von der Seite lassen! Und was kümmern uns denn auch die Menschen? Wir haben ja niemand zu fragen! Du bist ja ganz unabhängig!“

„Bin ichs denn wirklich noch in diesem Augenblick?“ versetzte sie, mit neckischem Blick dem seinen be segnend.

„Nun, wenn du es selbst bezweifelst, dann will ich auch gleich von meinem Recht Gebrauch machen,“ entgegnete Dietrich, indem er sie, beim Wagen angelangt, in denselben hineinhob und sich dann selbst neben sie setzte. —

„Ein glückliches Brautpaar bittet um Ihren Konsens!“

Mit diesen Worten trat Dietrich mit Wally am Arme in das Zimmer, in dem der Oberst Tornau und seine Gemahlin sich befanden. Es wollte zuerst des Erstaunens und Fragens kein Ende nehmen.

Und als man nach einigen Tagen die Verlobungstorten umherschickte, gab es noch viel mehr des Erstaunens und



Zu den Kämpfen bei Arras. Eine kühne Patrouille.

Fragens und Kopfschüttelns, besonders unter den Kameraden Dietrichs, die an dergleichen bei der schönen, geheimnisvollen Wally nicht im entferntesten gedacht hatten. Die Nachricht kam ihnen im Gegentheil vielmehr allen wie vom Himmel gefallen.

Und in einem solchen schien das Brautpaar, das nun schleunige Vorbereitungen zur Hochzeit traf, denn auch wirklich zu leben. Beide sind glücklich, daß nicht, wie es leider sonst oft im Leben geschieht, schlimme Folgen die Konsequenz geworden sind eines verzeihlichen Irrtums.

Ein Kaffeehauserlebnis im Jahre 1899 zu Paris.

Von Francine Mannjung.

Es war im Jahre 1899, als mich die Sehnsucht nach Frankreich erfaßte. Trotzdem ich vier Jahre früher erst die Klosterschule verließ, wo ich als Deutsche so viel bittere Brocken schlucken mußte, konnte ich doch dem Zauber der Erinnerung nicht widerstehen, und das Ziel meiner Hochzeitsreise war Paris —

Paris, diese herrliche Stadt, von der in den engen Pensionsmauern so viel erzählt wurde, dünkte mir in meiner Phantasie etwas Außerordentliches zu sein, eine Stadt, die mit dem engen Chauvinismus, der die französische Provinz erfüllte, gar nichts gemeinschaftliches hatte; so glaubte ich! — Wir, das heißt besonders ich, waren von der „Stadt des Lichts“ sehr enttäuscht. Sie war schmutzig nach meinen Begriffen, die alten Häuser, deren es zu dieser Zeit noch eine Menge gab, waren feucht, düster, eng und dumpf, die Verkehrsmitel beschränkt, und wer nicht über eine Equipage verfügte, der mußte einem wahrhaftig leid tun! — Wie schön, rein und bequem erschien mir unser Wien, dann Berlin dagegen! —

Von der so viel gerühmten Galanterie der Franzosen gegen die Frauen bekam ich wenig zu spüren, und ein Erlebnis verdient jetzt erzählt zu werden! —

In Paris spielt sich das Kaffeehausleben bekanntlich auf der Straße ab. Auf den Boulevards sind die Tischchen der Cafés bis fast auf den Fahrweg vorgeschoben, und das Leben und Treiben dort zu beobachten, ist hochinteressant.

Eines Tages hatte mein Mann einen Geschäftsweg und ich beschloß, ihn auf dem Boulevardcafé, das in der Nähe unseres Hotels sich befand, zu erwarten.

Ich bemerkte, daß ich ein dunkles Schneiderkleid trug und einen kleinen, einfachen Hut auf hatte, nichts weniger als

auffällig ansah! — Ich trat in das Café, setzte mich an ein Tischchen und verlangte den üblichen Kaffee mit Milch. Der Kellner — nebenbei gesagt, ist der französische Kellner in der Art des Auftretens das gerade Gegenteil von seinen Wiener Kollegen — sah mich groß an und ging fort. Nach einer Weile kam er zurück und brachte mir statt des verlangten Kaffees einen Brief. Erstaunt nahm ich das Blatt zur Hand; wer konnte mir in Paris schreiben? — Mein Erstaunen wuchs aber, als ich den Zettel las, in dem man mich ersuchte, das Lokal zu verlassen, da alleinstehenden Damen nichts verabreicht werde! —

Ich konnte das nicht fassen — in Paris können alleinstehende Damen nicht ein Café besuchen? Das kam doch bei uns in dem ärgsten Provinznest nicht vor! — Ich ließ mir den Patron rufen und befragte ihn darüber.

„Madame,“ sagte er zwar höflich, aber kühl, „das ist Vorschrift. — Mein Blick sagt mir ja, daß Sie eine ehrbare Person sind; aber aus Prinzip wird das nicht geduldet. Wir könnten uns nicht vor dem Besuch der Kokotten erretten! — Aber Madame bekommen jederzeit serviert, wenn Sie in Begleitung eines Herrn kommen!“

„Und wenn dieser Herr ein Strolch, Vagant, ein Dienstmann ist, das macht nichts, da werde ich bedient?“

„Gewiß, Madame!“

„Schön!“ sagte sie, „wir werden sehen!“ Und wütend ging sie fort.

Auf der Straße hätte ich am liebsten vor Zorn geweint, aber nein! Ich mußte irgend etwas ersinnen, um zu meinem Recht zu kommen; und wie ein Blitz erschien mir der Gedanke: du kannst mit welchem männlichen Wesen du willst, das feine Café betreten; gut, also. — Und ich schritt auf den nächsten Dienstmann zu und fragte ihn: „Wollen Sie mit mir in ein Café gehen und ein Glas Absinth nehmen?“



Sultan Muhammed V. Ghazi, Kaiser der Osmanen.
Hofphotograph Piegner.

Der Mann sah mich mit einiger Überraschung prüfend an; dann schien er mich zu verstehen und sagte mit gemüthlichem Lächeln: „Gewiß, ich werde mich freuen, Ihr Kavaliere zu sein.“

Mein etwas hochmütiger Blick ließ ihn das Weitere verschlucken! Ich trat also in Begleitung des Dienstmannes wieder in das Café und bestellte wieder meinen Kaffee und mein Begleiter sich den in Frankreich so beliebten Absinth. Der Kellner lächelte, als er mich wieder erkannte; der Patron lächelte auch, als er vorbeikam, aber ich wurde mit größter Zuverlässigkeit bedient!

Mein Dienstmann fing ein Gespräch mit mir an und ich sah, daß der Mann über eine gewisse Intelligenz verfügte, und so ließ ich mir verschiedenes von ihm erklären. Auch auf den Deutschenhaß kamen wir zu sprechen und ich fragte ihn, ob denn die drei Jahrzehnte, die seit dem Kriege verstrichen, nicht mildernd gewirkt hätten!

„O, Madame,“ sagte er und seine Augen fingten zu leuchten an, „wir haben alle nur einen Wunsch, ein Ziel: Berlin in einen Schutthausen zu verwandeln, für all die Schmach, die wir erlitten!“

Dabei redete der Mann sich in ein Feuer, gestikulirte so heftig, daß die Nachbartische aufmerksam wurden und ansingen, mich besonders mißtrauisch anzusehen!

Bis jetzt hatte der Mann mir mein Deutschtum nicht angemerkt, aber durch das Gespräch auf den naheliegenden Gedanken gebracht, fragte er mich: „Sind Sie auch am Ende eine Prussienne?“

„Und wenn ich eine wäre?“ sagte ich, ihn lächelnd ansehend.

„Dann täten Sie mir leid, eine Sauerkrautfresserin zu sein! Sie sehen so anders aus, als diese Deutschen!“

„Ich bin keine Preusin, aber doch eine Deutsche: eine Österreicherin, eine Wienerin!“ entgegnete ich.

Aber für den guten Mann war Oesterreich ein Land im Monde; das einzige, was er von unserer Monarchie wußte, war „Wien“. — Wien sei eine Stadt und zwar eine ganz schöne Stadt, wo das Rindfleisch besonders gut sei; das hatte ihm einmal ein französischer Reisender erzählt. — Durch unser etwas lautes Gespräch waren einige Herren an unseren Tisch getreten und schon durchschwirrten Worte wie „Deutsche Spionin“ die Luft! — Der Dienstmann erkannte die gefährliche Lage und flüsterte mir zu, mich ja nicht als Deutsche zu bekennen, sonst könnte es mir übel ergehen, — und sich an den zunächst Stehenden wendend, sagte er:

„Madame ist eine Fremde, welche unsere Stadt bewundert. Gerade erzählte sie, wie abscheulich Berlin sei und wie

he Frankreich entzückend finde. Madame ist nämlich eine eine — Russin, darum spricht sie unsere Sprache so gut! Nicht wahr, Madame?“

Meine Augen wurden vor Verwunderung ganz groß, aber



Ein heldenmütiger Pfadfinder.

Der 16jährige Gerhard Wischum, von der Pfadfinderabteilung der deutschen Kommandantur in Brüssel wurde für die unter Lebensgefahr ausgeführte Wiederergriffung eines belgischen Flüchtlings, den er auf einem Hausdache niederschlug, wobei er mit dem Belgier abzustürzen drohte, mit dem Eisernen Kreuze ausgezeichnet.



Ein kleiner Russe. Eine mikroskopisch 50fach vergrößerte Laus.

als ich umherblatte und jetzt an zwanzig Menschen mit drohenden Mienen vor mir stehen sah und mir mein Mann einfiel, der mich hier abholen sollte, der ein miserables Französisch sprach, da verließ mich mein Mut und ganz leise laut gab ich zu, eine Tschekin zu sein, nicht eine Russin, sondern aus Prag! —

„Ach was, Prag! Prag ist eine Stadt so a la Lyon in — Rußland!“ erklärte gefaßt mein Begleiter.

Diese Erklärung beruhigte die Menge, nur ein blutjunges Kerlchen meinte, er habe mich schon die ganze Zeit beobachtet, und daß ich mit einem Dienstmann hierher zurückkam, hätte ihn in dem Verdacht bestärkt, daß ich eine Preusin sei; aber als Russin sei das was anderes, auch könne eine Sauerkrautfresserin nicht so gut französisch sprechen. —

Ich lächelte diesem Scheusal noch gezwungen freundlich zu, gab dem Dienstmann meine Börse zur Bezahlung und war



Strassenbild in Lublin.

Österreichische Rote Kreuz-Schwester in der kleidsamen und praktischen Felduniform geleitet einen Pfadfinder durch die Straßen der Stadt.

fröh, als ich aus der Schwelge dieses gastigen Cafes war und endlich am Arme meines Mannes hing!
Diese Episode hatte mir Paris verleidet, wo im Jahre 1899 eine Frau nicht ohne Herrenbegleitung ein Café be-

suchen durfte, und wo die männliche französische Gattinerte sich nicht scheute, eine Dame anzupöbeln. —
Wir Pariser sind doch bessere Menschen, und die Pariser Höflichkeit ist jetzt — weltberühmt!! —

Hände.

Skizze von Ludwig Beil (Hamburg).

Nein, man konnte Jeanette Renier nicht schön nennen. Sie hatte den großen Mund aller Schauspielerinnen, ihre Augen waren grau, und, da sie ihren Kopf nie nach der Richtung des Schauens wandte, besaß ihr Ausdruck etwas Lauerndes. Starres. Wohl war ihr Körper schlant und rassig, aber schon ihr Gang enthüllte seine gepflegte Biegsamkeit; aber das leere, fatalistisch ärmliche Gesicht schien so wenig zu der Gestalt der Tänzerin zu passen, daß ein geradezu unschönes Mißverhältnis entstand: das Gesicht war eine banale Verneinung des Körpers.

Dennoch: ich habe es Jeanette Renier innerlich gedacht, daß nur ihr Tanz begeisterte. Sie gab ihrem Körper erst durch Bewegung Schönheit, ihr Wille allein verschenkte den Reichtum ihres Gliederspiels an Hunderte, die da reihenweise wie auf Schulbänken vor der intimen kleinen Bühne saßen. Sein Rhythmus ward Phantasie, die Bewegung zum Taumel, der Taumel zum Jauchzen — der straffe Leib bog sich in grazöser Kraft rückwärts. Mit symmetrisch erhobenen Armen blieb die Tänzerin plötzlich stehen wie ein aus ihrem Körper geprägtes Gebet, dann jagte sie ein Rud in erneuten verzückten Gestaltungen über die Bühne. Der Saal war so lautlos, daß man den Tritt der nackten Füße auf dem Teppich vernahm . . .

Eigentümlich, ja seltsam berührte an dem Tanz der Jeanette Renier, daß er die Schönheit seiner bewegten Linien fast nur der jeweiligen Haltung ihrer Hände verdankte. Alle Leidenschaft, deren er in der Ruhe zu entbehren schien, ja, die er selbst im Tanze noch verhüllte, wurde erst durch die wunderbare Schmiegsamkeit der Linie, die von den Fingerspitzen über den Handrücken zum Ellbogen läuft, deutbar.

Man fühlte, diese Hände konnten sprechen, lieben, entsagen, sie konnten jauchzen vor Glück, verzweifeln und weinen vor Leid. Sie erst gaben dem Tanz selbst im tollsten Wirbel eine in sich ruhende Geschlossenheit; jede Pose besaß, einzeln genommen, jene stolze Einfachheit der Linie, wie man sie an altägyptischen Statuen heute noch bewundert.

„Und doch fehlte dem Tanz der Jeanette Renier etwas,“ sagte ich am nächsten Tage zu meinem Freunde, dem Bildhauer. „Ich vermag's nicht auszudrücken, es war nur eine Nuance zu viel oder zu wenig. Ich denke eben daran, wie sie wohl im Freien, etwa auf einer Wiese oder zwischen hochstämmigen Fichten gewirkt haben würde. Nein, wirken ist auch nicht das richtige Wort, darauf sollte es wenigstens einer Tänzerin wie Jeanette Renier nicht ankommen. Vielleicht, daß ihr Tanz zu wenig Erlebtes war und zu sehr aus Selbstzwang kultiviert schien — ich weiß nicht . . . Nur ihre Hände! Solche Hände vergift man nicht leicht, du!“

Der Bildhauer sagte sehr ernst: „Ich kenne deine Vorliebe für schöne Hände und teile sie.“ Er streifte mit dem kleinen Finger die Asche seiner Zigarre ab, blies langsam einige

Ringe und blickte ihnen nach, wie sie an dem quadratisch abgetheilten Glasdach seines Ateliers breiter wurden und zergingen. Das Teewasser fing an zu siedern, er goß es über und erzählte dabei:

„Einmal nur in meinem Leben sah ich schöne Hände. Du wirst dich wundern, ich als Bildhauer . . . Aber weißt du: Hände von Modellen, mögen sie auch die herrlichsten Formen haben, sie ergreifen nicht, sie haben keine Seele. Und ich glaube, wenn ich die der Jeanette Renier gesehen haben würde, bliebe mein Urteil das gleiche. Du weißt ferner, daß ich mir keine Berufsmodelle halte, weil mir die eingelernten 'schönen Posen' zuwider sind, dieses nachlitschierte 'Griechentum.'“

Er hatte die Tassen vollgeschenkt und zündete sich eine neue Zigarette an. Nun lehnte er sich zurück, sein Blick ruhte träumerisch auf der Kante seines Rauchtischchens.

„Als ich hier einzog und mir an einem Frühlingssnachmittag wie heute meine Nachbarschaft betrachten wollte, fiel mein Blick zuerst in den kleinen Schulhof drüben. Meine Wirtin, die gerade abräumte, sagte, als habe sie mir den Gegenstand von meinem Hinterkopfe abgelesen: 'Das ist die Blindenanstalt'. Niemand befand sich auf dem Hofe. Nur vor der einen Tür, im Hause mir gerade gegenüber, stand eine niedrige, vierräderige Gärtnerkarre mit mehreren Kistchen Blumen darauf. Als die Tür aufging, richtete ich mich unwillkürlich höher, als sollte nun drüben ein Wunder vor sich gehen — trotzdem ich in diesem Augenblick doch gar nichts weiter sah.“

Die Tür schloß sich und ein Mädchen stand davor. Seine Augen waren groß und schienen auf etwas unendlich Fernes gerichtet, das blasse, schöne Gesichtchen war leicht gekent. Ich weiß noch, daß das Kind braune Sandalen trug, die Farbe seines Kleides ist mir jedoch entfallen. Sie hielt die Arme zum Schutze gegen etwas nach vorn erhoben, so, daß die Handgelenke noch in Hüfthöhe blieben. Es war, als segneten sie ein unsichtbares kleines Wesen, das vor dem Kinde herschritt.

Es trat nun geradewegs auf die Karre zu und verschwand dahinter; ich sah nur noch die braunen Sandalen zwischen den Radspeichen hindurch . . . Über den Rand des ersten linken Holzkastens kamen langsam schlanke Fingerspitzen. Sie krochen über die Blumenerde, und es schien mir, als schwebten sie darüber, ohne sie zu berühren. Die zarten Hände glühten rosig neben Blumen in der starken Frühlingssonne. Sie berührten die Stengel, richteten sich an ihnen empor, betasteten jeden Blumenkelch so leise, daß er kaum zitterte, liebkosten jedes Blatt, jedes Ästchen und glitten zuletzt wie junge Priesterhände über das Ganze. Jede dieser Hände schien mir in dem Augenblick ein so heiliges, kaum noch irdisches Wesen für sich, daß ich seltsam überrascht, ja erschüttert war, als das Kind von den Blumen zurücktrat und die Hände wieder seine schützenden Begleiter wurden.“



Originaldruck des Verlags von G. Reclam, Leipzig, 1914.

Der deutsche Aar 1914 15.

Zur Sonne flog der deutsche Aar
In kühnem Flug empor,
Zum Quell des Lichts, das immerdar
Der Starke sich erklor;
Zu lange ward im Völkerspiel
Sein Flugfeld eingeeengt,
Bis er sich selbst zum Sonnenziel
Die Fesseln hat gesprengt.

Doch kaum, daß er die Schwingen regt
Im weiten Himmelszelt,
Ist rings um ihn die Luft bewegt
Von Raben aller Welt.
Sie kräh'n sich heiser: „Steig' herab,
Dein Schatten tut uns weh;
Und folgst du nicht, so ist dein Grab
Dort oben in der Höh!“

Doch unbeirrt nahm seinen Flug
Der deutsche Aar zum Ziel:
Den eigne Kraft zur Sonne trug,
Ist nicht der andern Spiel!
Das war einmal; der Raben Schar
Nahm an, daß es noch sei;
Nie durst' die Luft der deutsche Aar
Durchfliegen stolz und frei!

„Herab, herab!“ Millionenmal
Durchdrängt ihr Schrei die Welt,
Die ihrer Raben ganze Zahl
Dem Aar als Feind gestellt.
„Herab, herab!“ — Und tödlich wund
Stürzt aus dem Himmelstraum
Die Rabenschar und was im Bund
Mit ihr in kurzem Traum!

Gestürzt vom Jang des deutschen Aar,
Der aufsteigt stolz und frei,
Liegt todeswund der Raben Schar;
Die Zeiten sind vorbei,
Da ihr Geträch' vor dem Starken wehrt,
Was ihm die eig'ne Kraft
Im Siegesfluge hat beschert,
Als er sich ausgerafft!

Friedrich Adermann
im Landsturmbataillon Reutlingen.

Ueber die Kleidung der Kinder

sind die Ansichten sehr verschieden. Manche Mütter sind sehr ängstlich um das Wohl ihrer Kleinen bemüht und glauben, sie möglichst warm kleiden zu müssen, um sie vor Erkältungen und anderen Krankheiten zu behüten. Andere wollen sie abhärten und suchen dies auf jede Weise zu erreichen. Beides ist richtig, wenn es in richtiger Art gehandhabt wird. Doch gereicht das eine wie das andere dem Kinde zum Nachteil, wenn nicht auch hier die gute Mittelstraße eingeschlagen wird. So reizend es ist, wenn die Kinder sich während der warmen Jahreszeit in weißem, duftigem und lustigem Gewande zeigen, so unangenehm berührt es das Auge des unbefangenen Zuschauers, die Kleinen auch an kalten Tagen in der gleichen Kleidung zu erblicken. Die ganz Kleinen Kinder brauchen etwas wärmere Kleider als die größeren, weil sich diese die fehlende Wärme durch vermehrte Beweglichkeit verschaffen können. Bei allen Kindern ohne Ausnahme ist aber darauf zu

achten, daß sie der Jahreszeit angemessen gekleidet werden. Man möchte wohl einmal eine ihr Kind schuklos dem scharfen Ostwinde aussehende Mutter aufs Gewissen fragen, wie sie das gleiche Vorgehen finden würde. Wie auch die, welche ihr Kleinstes bis über die Ohren verpackt, ob sie diese gesteigerte Hitze angenehm nennen möchte. Auch ist auf den Temperaturunterschied zwischen draußen und drinnen zu achten. Sehr viele, wenn nicht die meisten Erkältungskrankheiten, können durch vermehrte Aufmerksamkeit vermieden werden. Die Unterkleidung muß in der kalten Jahreszeit entsprechend wärmer und auch länger sein. Sind dadurch ebenfalls längere Kleiderstücke erforderlich, so ist das nur zweckdienlich. Der Fußbekleidung muß insofern Aufmerksamkeit geschenkt werden, als sogar das nur ganz wenig feuchte Schuhwerk sofort gewechselt werden muß und die Strümpfe nach jedem Ausgange mit anderen zu vertauschen sind. Abgesehen ist von der zu warmen Hals- und Kopfbedeckung aufs dringendste abzuraten.
Dr. O bert.

Für die Küche.

Gelberübenlischlein. 2 Pfd. gelbe Rüben gekocht, durch die Maschine getrieben, 1 Pfd. Kartoffeln ebenfalls gekocht, geschält und durch die Maschine getrieben, werden gut vermischt, etwas fein gewiegte Petersilie, Salz und Pfeffer darunter gemischt, nach Belieben ein Ei, von dieser Masse formt man Küchlein, die man in Paniergrieß wendet und in heißem Fett schön braun bäckt. Man kann die Küchlein auch tochen, wenn man Fett sparen will, dann macht man einen Probekloß, dem man etwas Kartoffelmehl zugeben kann, wenn er nicht zusammenhält.

Zwetschenknödel. 2 Pfund Kartoffeln werden gekocht, geschält durch die Maschine getrieben, ein Ei darunter gemischt, 3 Löffel Mehl, etwas Salz und gut vermischt, daß es einen schlichten Teig gibt. Der Teig wird auf dem Nudelbrett ausgewellt, in kleine Stücke geschnitten. Auf jedes Stück legt man eine ausgesteinte Zwetsche und gibt den Teig so um dieselbe, daß sie ganz umfüllt ist. Sind die Zwetschen noch lauer, kann man mit dem Teelöffel etwas Zucker an die Stelle des Kernes geben. Die Klöße werden in Salzwasser gekocht. Probekloß machen!

Bratheringe mit Zwiebel. Die nötige Anzahl recht frischer, guter Heringe schuppt man vorsichtig, dann werden sie ausgenommen, in kaltem Wasser sorgfältig gewaschen und abgetrocknet, worauf man Köpfe, Flossen und Schwänze abschneidet. Auf 10 bis 15 Heringe rechnet man 4 bis 5 mittlere Zwiebeln, die man schält, in feine Scheiben schneidet und in die Pfanne legt, in der man halb Butter, halb Schmalz hat kochend heiß werden lassen. Sobald die Zwiebelscheiben etwas durchgeschmort sind, legt man die Heringe hinein, streut etwas Salz darüber und läßt ordentlich auf jeder Seite 6 bis 8 Minuten braten. Dann legt man sie nebst Zwiebeln und Fett in eine erwärmte, etwas vertiefte Schüssel. Am passendsten sind Kartoffeln in der Schale dazu.

Wachteln mit feinen Kräutern. Zwar sind Wachteln selten genug zu haben, aber während der Rebhühnerjagd wird doch ab und zu eine mit erlegt und kiefert nicht nur dem Kenner einen wunderbar guten Braten, der besonders durch ein unterlegtes Trüffel-püree, einfacher mit einer Schüssel italienischer Macaroni mit Käse und Tomaten, jedem großen Diner zur Ehre gereicht. — Eine weitere wenig bekannte Zubereitungsart nennt sich „Cailles aux fines herbes“

und ist ganz vorzüglich: Die Wachteln werden gerupft, gefengt, ausgenommen (Herz, Leber und Magen gut gesäubert wieder hineingesteckt), dann mit Weinblättern und darüber mit Speckplatten überbunden; innen hinein steckt man noch ein Büree von Champignons und Petersilie, legt die Vögel in eine Kasserolle, die mit Butter bestrichen und mit Salz leicht ausgestreut ist, gibt feingewiegte Champignons, eine feingeschnittene Trüffel, Petersilie, Wacholderbeeren, einen Stengel Salbei, einige kleine Schalotten dazu und brät die Wachteln unter stetem Begießen 10 bis 15 Minuten. Dann gießt man ein Weinglas voll Rot- oder Portwein und noch einmal so viel braune Kraftbrühe an, schwißt ein braunes Buttermehl, das man darunter zieht, läßt alles noch einmal aufkochen, seigt die Sauce durch und richtet sie über den von den Speckbarden befreiten Wachteln in einem Kranz von frischer Brunnenresse an.

Haushirtschaft.

Frühaufstehen heißt es am Tage des Großreinemachens. Kleine Unbequemlichkeiten sind beim Großreinemachen nicht zu vermeiden, aber bei einigem guten Willen liegt auch diese Arbeit schnell hinter uns. Die Parole für den Tag des Großreinemachens laute: Früh aufstehen, einfach tochen und an nicht anderes denken, als an das große Werk! Sogar den Mittagschlaf muß man einmal beiseite setzen können und ferner geeignete Vorsorge gegen Übertümpelung durch Besuch treffen. Wenn die Sache recht flott geht und bis mittag schon ein gutes Stück gefördert ist, so verliert sie auch für die Familie schon viel von ihren Schrecken.

Um Butter lange frisch zu erhalten, toche man Salzwasser, lasse es abkühlen und gieße es auf die Butter, so daß dieselbe davon bedeckt ist.

Emailliertes Kochgeschirr blank zu reinigen. Drei Liter Wasser, einen Eßlöffel Pottasche, einen Löffel Chloralkali rührt man zusammen, gießt dies in die dunkel gewordenen Töpfe und stellt sie warm und so, daß keine unbefugten Hände daran kommen. Nach einer Stunde gießt man die Lauge in ein Geschirr und bearbeitet damit die Töpfe mittels Scheuerrohrs auch von außen. Sie werden sehr blank.

Erprobtes.

Entfernen von Fettflecken aus Bartlett-Fußböden. Man reibt die Flecke mit Schmierseife tüchtig ein, gießt etwas starken Alkohol darauf und zündet diesen unter Anwendung der nötigen Vorsichtsmaßregeln an. Der Flamme darf man mit den Kleidern nicht zu nahe kommen. Nach Erlöschen der Flamme scheuert man mit recht heißem Wasser tüchtig mehrere Male nach; der Fleck wird dann unbedingt verschwunden sein.

Bindsadenreste sollten jeder für sich aufbewahrt werden. Sehr geeignet zum Aufwickeln sind die kleinen Knebel, die man fast mit jedem Paket heimbringt. Das Ende des aufzuwickelnden Bindsadens muß so befestigt sein, daß es nicht aufreißt. Diese einzelnen kleineren oder größeren Anäuel hebt man in einer leeren Zigarettenkiste auf.

Gesundheitspflege.

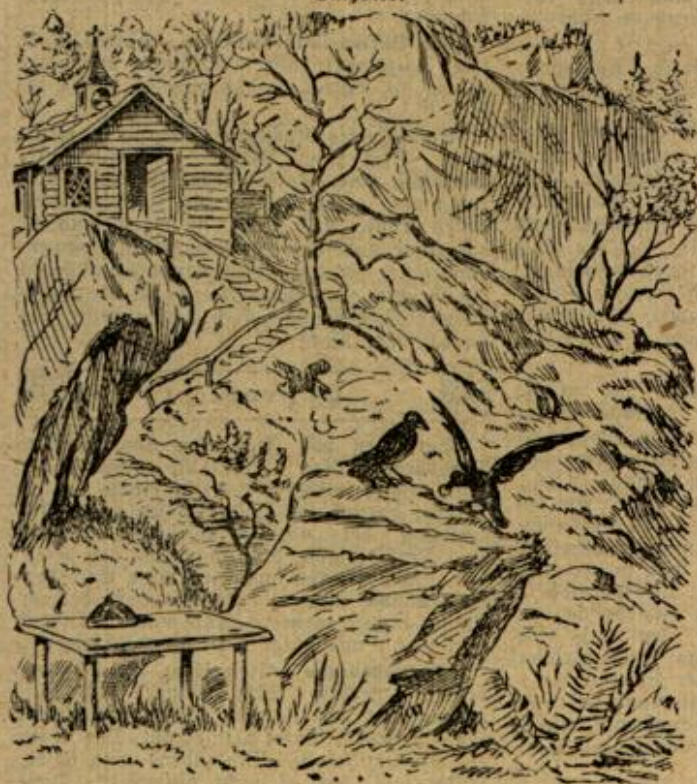
Honig ist ein sehr gutes Nährmittel für Kinder. Besonders für solche, die an Hartzleibigkeit leiden. Es ist jedoch geboten, den Kindern nicht zu viel zu geben, sondern höchstens am Tage drei Messerspitzen voll.



Sturmangriff der Deutschen auf eine englische Stellung bei Hooge. Nach einer Zeichnung von Witaszy.

Rätsellecke.

Suchbild.



Wo ist der fromme Einsiedler?

Dreißilbenrätsel.

Zu der Ersten dunklen Gründen
Dust und Frische dort zu finden,
Treibt's aus der zwei Letzten Enge
Unaufhaltsam stets die Menge.

Mit der Ganzen Zaubertönen
Fühlst ins Reich des ewig Schönen
Deine Seele Du erhoben
Und den „Meister“ mußt Du loben. —
(123456789)

Rätsel.

Der Ersten Wette zu ergründen
Wohl Niemand leicht gelingen mag;
Die Zweite tapfer zu verwinden
Braucht's manchen Kampfes schweren Tag.
Das Ganze ist ein Weh hienieden,
Dem wenig Teilnahme beschieden.
(123456789)

Scherzfrage.

Was ist das Bestridendste auf der Welt?
(123456789)

Rätsel-Auflösungen aus voriger Nummer:
Tausch-Quadraträtsel.

8	D	R	T
B	E	R	R
A	U	L	A
S	A	R	D

B	E	R	U
A	D	R	D
P	J	E	A
S	A	L	T

Feldpost.

Zweißilbenrätsel. Lampe.

Rätsel. Rose (Knoipe, Hagebutte).

Scherzfrage. Der Kochlöffel.

Herausgegeben von Paul Schettlers Erben, Gelellsch. m. b. H.,
Holzdruckerei, Cöthen, Anh. Verantwortl. Schriftleiter: Paul Schettler, Cöthen.
Sämtliche Bilder sind von der zuständigen Behörde zur Veröffentlichung genehmigt worden.

Abombung v. b. H., den 28. September 1915.
 Mit der Ganzen Zaubertönen Fühlst ins Reich des ewig Schönen Deine Seele Du erhoben Und den „Meister“ mußt Du loben. — (123456789)